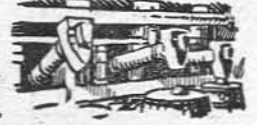


Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 10. — Sonntag, den 6. März 1927



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.



Gasthof „Deutsches Haus“, Königswalde, im Jahre 1892.

50 Jahre Gastwirtsbetrieb im „Deutschen Haus“ in Königswalde.

Wanderst Du, lieber Leser, im schönen Pöhlatal von Geversdorf nach Königswalde, so grüßt Dich als erste, anheimelnde Gaststätte an der Lindenstraße das „Deutsche Haus“, dessen frühere Gestalt heute hier im Bilde erscheint. Am 31. August werden es 50 Jahre, daß die kgl. Amtshauptmannschaft die Genehmigung erteilte, in diesem Grundstück das Gastwirtsgewerbe auszuüben. 1865 erbaut, waltete bis 1877 ein ehrsamer Schmiedemeister Barthel darin seines Handwerks. Wo heute die freundliche „Lindenwirtin“ mit ihrem schmucken Töchterlein den Gästen manche gute Speise zurihtet, erklang einst auf dem Ambos des Hammers Schlag. 1877 nun wurde es durch Eduard Samuel Nestler, Barthels Schwager, in ein Gasthaus umgewandelt. Barthel selbst siedelte nach dem benachbarten Cunersdorf über und bewirtschaftete zunächst ein Bauergut. Dann kaufte er das dortige „Erbgericht“, das, ebenso wie unser altes Königswalder „Ratsgericht“, noch seine eigene Brauerei hatte. Nach einigen Jahren wurde das „Erbgericht“ ein Raub der Flammen. Barthel, durch des Schicksals Schlag nicht mutlos gemacht, erbaute einen neuen Gasthof, der uns heute noch grüßt, wenn wir durch Cunersdorf wandern. Später zog es Barthel wieder nach der alten Heimat zurück. Er kaufte in Königswalde die sogenannte „Villa“ von Kummer und Günther an der Töhlstädter Straße. 1886 kam das „Deutsche Haus“ in den Besitz von Hermann Moritz Sändig. Dieser erbaute auch die noch heute über der Straße, neben dem Grundstück des Herrn Albert Löffel befindliche Stallung. 1890 wechselte der Besitzer abermals. Herr Sändig zog nach Sehma und

errichtete hier, nachdem er zunächst eine Schneidemühle gepachtet hatte, in einer, unweit der jetzigen Schule gelegenen Mühle einen Fabrikbetrieb. Durch rastlosen Fleiß und große Sparsamkeit kam er gar bald zu ansehnlichem Wohlstand. Sändig's Nachfolger im „Deutschen Haus“ wurde Friedrich Hermann Schubert. Er war es, der 1897 den Anbau des geräumigen Gesellschaftszimmers vornahm. Von 1897—1899 war dann Emil Paul Hauptmann als Pächter darin tätig. Dieser kaufte dann in Cunersdorf den Gasthof „Zum Anker“, der heute noch von seinem Sohne bewirtschaftet wird. 1906 mußte sich Hermann Schubert wegen seiner Gesundheit vom Gastwirtsleben zurückziehen; er tauschte den Besitz mit dem Gutsbesitzer Ernst Moritz Weber in Thum. Nach zwei Jahren schon kaufte Friedrich Oswald Naumann den Gasthof und seit Ende des Weltkrieges (1919) nennt der jetzige Wirt, Herr Paul Wagler, ein Buchholzer Kind, ihn sein Eigentum. Gar manches hat er in dem alten Gebäude renoviert, vor allem grüßen uns die vorderen Gasträume im modernen Gewande. Dieser schaffensfreudige Mann hat 1925 auf Drängen so vieler Keglerfreunde eine, der Neuzeit entsprechende Regel-Doppelbahn erbaut; sie wurde im vorgenannten Jahre am 15. und 16. November im Beisein vieler Anhänger des deutschen Kegelsportes eingeweiht.

„Wanderst Du, Freund, nach Königswalde,
Herab von unsrer Berge Halde,
Kehre ein im lauberen „Deutschen Haus“
Beim freundlichen Wirt zum fröhlichen Schmaus.“

L. Sch.

Schwarzenberg am Ende des 16. Jahrhunderts.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir begleiten einen Viertelsmeister auf seinem Amtswege, den er antritt, um auf Fleischer, Bäcker und Schänken, auf Ellen, Maß und Gewicht, auch aufs Feuerwerk und desselben gefährliche Stätte fleißiges Aufsehen und gute Nacht zu haben.

Sonnabend-Nachmittag ist es, und heute mehr geschäftiges und geschäftliches Regen und Treiben denn sonst. Handwerker, die ihre Waren abliefern; Lebensmittel einkaufende Frauen, dann Kinder, mit einem Korbe durrer Reiser bepackt, die sie im nahen Wald gefunden und endlich etliche nach glücklicher Schicht heimkehrende Bergleute begegnen uns. Hübsche Bürgerstöchter und fleißige Mägde bemühen sich, die Plätze vor den Wohnhäusern rein zu fegen und den Gassen, auf welchen sonst der Dünge fünf Tage lang liegen bleiben darf, ein netteres Aussehen zu verleihen. Arbeitsteilung auch hier: die einen tragen Wasser in hölzernen Kannen und Eimern, während die andern im Banne von Schaufel und Besen stehen. So erreichen die Dirnen trotz alles Schäferns doch ihr Ziel; und es wird Zeit, denn der gestrenge Herr Viertelsmeister muß jeden Augenblick kommen! Und der im Gespräche mit des Pfarrers Köchin an der Gassenecke stehenden, für Stadtneueiten ganz besonders empfänglichen Frau möge ihr guter Geist recht vernehmlich ins Ohr raunen: Es ist verboten, einem andern das Gesinde abspenstig zu machen oder zu verhexen und, sei es auf der Gasse, sei es in Häusern, es aufzuhalten und zu hindern, auch wenn es in ihrer Herren Geschäft verschickt wird! Da erscheint der Viertelsmeister — die Frauenkonferenz hat ein Ende.

Unser Führer gedenkt einem Fleischer einen Besuch abzustatten, um die Reinheit des Schlachthauses, der Gefäße und des Gewölbes zu prüfen. Wir folgen ihm und erfahren folgendes: Alle Fleischer müssen ansässig sein und sind verpflichtet, das Schlachtvieh den hiesigen Dekonomen abzukaufen. Mit dem Weidvieh dürfen sie dem Stadthirten nicht vor-, sondern nur nachtreiben. Wirbelsüchtiges, heinbrüchiges, wolfsbissiges oder gebrechliches Vieh darf überhaupt nicht geschlachtet werden, auch Kälber nicht unter drei Wochen alt.

Und nun ins Verkaufsgewölbe! Dort waltet der vom Rat verordnete Fleisch-Schäker, wohl der Innungsoberrmeister, seines Amtes, wobei der Meister ihm in aller Freundlichkeit zur Hand geht im Gedanken daran, daß er Strafe büßen muß, wenn er oder die Seinen diesen Aufseher mit bösen, verdrießlichen und ehrenrührigen Worten anlassen. Unterdes bedient die Frau Meisterin, ein recht sauberes Weibsbild, die Kunden. Vor unserm Weggehen hören wir noch, wie der Meister zum Hauschlachten bestellt wird. Was wird ihm dafür? 2 Groschen für ein Rind, 4 Pfennige fürs Kalb — und mehr nicht!

Am frühen Abend finden wir uns in einem Bürgerhause, im Reiheshank, zum Glase Bier ein. Das Haus ist brauberechtigt und seinem Besitzer gestattet, einen Teil des gebrauten Bieres selbst zu verschenken. Nur Schwarzenbergische Dreipennig-Gröschlein bereit halten, alter Freund, denn diejenigen, so zum Bier gehen und zechen wollen, sollen, alsbald ihnen der Wirt Bier gibt, Geld legen! —

Jetzt ist es neun Uhr und

Beginn der Polizeistunde.

Kein Bürger darf, weder zur Sommer- noch zur Winterzeit, über diese Zeit hinaus Gäste halten oder ihnen Bier reichen, noch sie spielen lassen; und um solche Zeit soll ein jeder, sonderlich zur Winterszeit, mit einer Laterne still und ohne Geschrei nach Hause gehen. Weil auch wir zu den ordnungsliebenden Leuten gehören, wünschen wir allen eine gute Nacht!

Morgens um 3 Uhr wache ich. Das Bergglöckchen auf dem Rathause, das sonst um diese Zeit erklingt und den Bergmann zur Schicht ruft, schweigt heute — es ist ja angebrochen

der Sonntag, der Tag des Herrn. Deshalb läutet man auch um 5 Uhr die eine der beiden Kirchenglocken. So sei gegrüßt, du Tag stillen Friedens, im Hause und im Herzen! Und es will sich mir das Lied auf die Lippen drängen, das schon in meiner frühesten Jugend mir so lieb und wert war:

„Sieh an die Straße, still und rein;
heut' feiert alles, groß und klein.
Der Meister schloß die Werkstatt zu.
Willkommen, heil'ge Gottesruh'!
Der Vater ruft, und Weib und Kind
zum Frühgebet versammelt sind.“

Bald regt sich's auf den Gassen, fromme Christen wallen zum kleinen Gotteshause auf dem Friedhofe unterhalb des Rathauses.

Nach dem Gottesdienste ist eine Beerdigung. Deshalb warten wir eine Weile auf dem Kirchplatze, der zugleich Friedhof ist. Schon erklingen aus der nächsten Gasse die ernsten Weisen des Nikolaus Hermannschen Liedes: Wenn mein Stündlein fürhänden ist und soll hinfahrn mein Straße usw. Deshalb sichern wir uns einen Platz oben am Beinhaus in der äußeren Ecke des Gottesackers. Aus dem Stande und Berufe der Träger kann man einen Schluß ziehen auf den Kreis, dem der Verstorbene angehörte, denn Handwerker werden von Fachgenossen, Bürger von Bürgern, Ratsherren von Viertelsmeistern zu Grabe getragen. — Auf Leid folgt Freud'. Für den Nachmittag sind wir zur Hochzeit geladen. Den Glanzpunkt derselben bildet selbstverständlich die kirchliche Feier, an der teilzunehmen jeder Gast verpflichtet ist, nicht allein, um das Brautpaar zu ehren, sondern um die Heiligkeit des Ehestandes anzuerkennen. Im Hause feiert man nun das Festmahl, zu dem der Herr Bürgermeister Oswald Weigel auch einen Tischtrunk fremden Bieres gestattet hat. Wer an diesem Mahle teilnimmt, ohne bei der Kopulation gewesen zu sein, verfällt mit 1 Schock (Groschen) Strafe, zur Hälfte dem Gotteskasten und zur anderen Hälfte dem Räte. Daß die Wogen der Freude und Lust nicht allzuhoch gehen, dafür sorgen noch andere Bestimmungen, z. B.: Wie sich alle Gäste still und eingezogen überhaupt verhalten sollen, so haben sie dies auch zu beobachten, wenn sie zum Tanz aufs Rathaus gehen — alles in feiner züchtiger Ordnung! Niemand darf ohne Mantel oder mit entblößten Beinen tanzen, niemand sich verdrehen lassen noch verdrehen, oder andere Angeberden treiben.

Doch genug, ich bin am Ende! Wem das Bild gefällt, der betrachte es gelegentlich noch einmal und halte dann das Bild von heute ihm entgegen.

Wie Georg Einkel in Buchholz einwanderte.

Zur Erinnerung an einen bahnbrechenden Posamentier
(Fortsetzung.) des oberen Erzgebirges.

X. Weshalb Georg Einkel sich von seinem Freunde trennte.

Wie kam es nun aber, daß der Freund vom Freunde sich trennte, daß Georg Einkel weiterzog, die jungen Eheleute, den liebgewonnenen Meister in Prag zurücklassend?

Die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges begannen ihre dunkeln, finsternen Schatten vorauszuwerfen. Böhmen, von wo einst die Wogen des verheerenden Hussitenkrieges hervor-gebrochen waren, sollte das Signal zu diesem verderblichen Kriege geben. Das Volk dieses Landes, das damals zu den aufgewecktesten und aufgeklärtesten Deutschlands gehörte, war größtenteils protestantisch, ein kleiner Teil, die sogenannten böhmischen Brüder oder Utraquisten, bekannte sich zur hussitischen Lehre, und nur der kleinste Teil zum Katholizismus. Aber auch hier blieben die Reibereien zwischen der protestantischen Majorität und der katholischen Minorität, zwischen den katholischen Landesherren und ihren protestantischen Untertanen nicht aus. Wohl hatte Maximilian II., ein milder und

den Protestanten zugetaner Fürst, von dem man sogar eine Zeit lang den Uebertritt zur neuen Lehre erwartete, sich redlich bemüht, den feindlichen Gegensatz zwischen beiden Parteien, der katholischen wie der protestantischen, tunlichst zu mildern und womöglich auszugleichen. Hatte er doch sogar, ohne durch die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens vom 25. September 1555 dazu irgendwie verpflichtet gewesen zu sein, wie in seinen übrigen Erbländern, so auch in Böhmen gern freie Religionsübung gestattet, doch wollte es ihm trotzdem nicht gelingen, der immer tiefer gehenden, der immer weitere Kreise in Mitleidenschaft ziehenden Gärung Halt zu gebieten. Ja, noch höher stieg die Spannung unter seinem Sohne Rudolph II., einem vielseitigen Gelehrten und großen Pferdefenner, aber einem unfähigen Regenten. Während der Gegensatz der beiden feindlichen Parteien sich besonders in Böhmen immer mehr zuspitzte, saß er ruhig in seiner Hofburg zu Prag, von deren Fenstern aus am 23. Mai 1618 die beiden mißliebigen und dem Evangelium feindseligen Mitglieder des böhmischen Statthalterkollegiums nebst ihrem ebenso verhaßten Geheimschreiber von den aufgebrachtten evangelischen Ständen 80 Fuß tief hinabgeworfen werden sollten, anstatt den Staatsgeschäften, wissenschaftlichen und technischen Arbeiten sich hingebend, und die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten zuletzt seinem Kammerdiener überlassend. Immer mehr verschlimmerte sich die Lage. Die Zustände in Böhmen und vor allem in der Hauptstadt wurden von Tag zu Tag schlimmer und unerträglicher. Die Reibereien hörten nicht auf. Bald kam es zu Tötlichkeiten. Die Stadt kam nicht mehr zur Ruhe. Volksausläufe und Straßenkämpfe gehörten zur Tagesordnung. Mit genauer Not entran einmal Georg Einkel, der es gewagt hatte, ohne von seinem Freunde oder von seinem Schwiegervater begleitet zu sein, etwas in der Stadt zu besorgen, den Händen einiger wütender Papisten, die ihm als einen treuen Anhänger der evangelischen Lehre schon längst unfähig waren. Daß unter solchen Verhältnissen auch Handel und Gewerbe nicht mehr wie bisher blühen konnten, liegt auf der Hand. Der Aufträge und Bestellungen wurden immer weniger. Das bisschen Arbeit, das es noch gab, konnte von dem jungen Meister, Einkel's Freunde, der jetzt sein Handwerk selbständig betrieb, da sein Schwiegervater sich vollständig vom Geschäft zurückgezogen hatte, mit leichter Mühe allein bewältigt werden. Obwohl sein Freund, bei dem er arbeitete, wie er bei dem alten Meister gearbeitet hatte, so zartfühlend war, ihm nicht das Geringste merken zu lassen, so fühlte doch Einkel, daß er hier in Prag, in Thiel's Werkstatt, überflüssig war, und so begrüßte er es mit Freuden, als er eines schönen Tages von Berlin aus einen Brief erhielt, des Inhalts, man suche einen tüchtigen Posamentiergehilfen. Man habe sich nach Dinkelsbühl gewendet. Dort habe man ihn ganz besonders empfohlen, und so fordere man ihn auf, wenn er Lust dazu hätte und von Prag fortkommen könnte, gegen guten Lohn und Erstattung der Reiseunkosten nach Berlin zu kommen.

XI. Georg Einkel verläßt Prag, um nach Berlin zu gehen.

Sein Entschluß stand sofort fest. Nach Berlin sollte es gehen. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. „Willst Du durchaus nach Berlin“, sprach der alte Posamentier, „so mußt Du über's Erzgebirge. Tue mir da den Gefallen und nimm an einen früheren Geschäftsfreund von mir in St. Katharinenberg einen Brief mit. Ich habe ihm schon längst einmal zu schreiben versprochen. Durch diese Stadt mußt Du doch sowieso. Du wirst bei ihm eine gute Aufnahme finden.“ Einkel war gern dazu bereit. Wollte er doch überhaupt auf der Durchreise einige Tage sich dort aufhalten, denn in St. Katharinenberg, dem heutigen Buchholz, lebten einige entfernte Verwandte seines lieben Freundes Christoph Thiel. Ja, in dem nicht weit von Buchholz gelegenen Scheibenberg hielten sich gar einige

niederländische Glaubensbrüder auf, mit denen er selbst verwandt war. Noch heute finden sich in den Kaufbüchern des Scheibener Ratsarchivs die Namen der Stammväter der dortigen Einkel'schen Verwandtschaft, Hans und Lorenz Einkel, welche mit zu den ersten Bewohnern der im Jahre 1522 gegründeten Stadt gehörten. Sie hatten schon in den dreißiger Jahren wie die Thiel's in Buchholz ihres Glaubens wegen ihre Heimat verlassen und waren auf ihren Irrfahrten auch in die hiesige Gegend gekommen. Es waren keine Posamentierer; doch mußten sie eine Hantierung verstanden haben, welche ihnen reichlichen Gewinn abwarf, so daß sie sich alle Beide Haus und Hof kauften und in Scheibenberg sich anständig machen konnten.

Tiefbewegt nahmen die Freunde von einander Abschied. Die junge Frau pflückte noch schnell im Gärtchen vor dem Haus ein duftendes Sträußchen für den wandernden Gesellen, und heimlich tat sie ins Reisebündel noch köstlichen Mundvorrat und sorgfältig in Papier gewickelt noch ein gut Stück Geld, solchen zu erneuern, wenn es nötig wäre. Der alte Meister aber legte segnend die Hände auf das wallende Haupt des kräftigen, untersehten Jünglings, und es füllten sich seine Augen mit Tränen, denn er ahnte, daß die Tage seines Lebens gezählt, daß er den jugendlichen Freund nicht wieder sehen würde von Angesicht zu Angesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Milde Winter in früheren Zeiten.

In früheren Zeiten hat es eine Reihe von milden Wintern in Mitteldeutschland gegeben. Es heißt, anno 1172 war ein so weicher Winter, daß die Vögel im Februar schon Junge ausgebrütet hatten. — 1178 war im Anfang sehr gelinde, deswegen auch die Blüten zeitig hervorbrachen; aber in der Mitte des März bis in die Mitte des Mays verderbte die große Kälte allen Wein und Früchte. — Anno 1186 ist ein so gelinder Winter und um Weihnachten so warm gewesen, daß die Bäume im Januario zu blühen angefangen, und die Äpfel im Februario bereits so groß als die welschen Rüße gewesen, auch hat der Wein und Getreide zeitlich geblüht und weil keine Kälte und Frost darauf erfolgt, so war zu Ende des (alten) Mays Erndte in Thüringen und am Harze und zu Anfang August die Weinlese, auch ein sehr fruchtbar Jahr, und an Korn und Wein ein Ueberfluß worden. — Anno 1232: ein warmer Winter, der kaum sechzehn kalte Tage hatte. — 1286 waren die drei letzten Monate des Jahres so warm, daß nicht allein Bäume und Rosen blüheten, sondern auch auf Weihnachten sich die Kinder in den Flüssen badeten! — Anno 1328 war ein so warmer Winter, daß im Erzgebirge im Jänner die Bäume blüheten und im May geerntet wurde. — 1420: ein solcher warmer Winter, daß im April die Hecken voll Rosen standen, und man hatte zeitige Kirschen im May, im Julius aber Weinbeeren gefunden. Doch fiel in diesem Monat ein starker Reif, der den Wein ganz verderbte. — Anno 1427 war zwischen Nikolai- und Luciätag Laub und Blüte an den Bäumen, auch Korn und Blumen auf dem Felde. — 1473 hatten die Obstbäume und das Wintergetreide am Gründonnerstag meistens ausgeblüht. — 1479: ein sehr warmer Winter und durchaus kein Schnee. Ein sehr heißer Sommer, ohne Regen zwischen Pfingsten und Michaelis, daß man um Petri- und Paulitag nicht mehr mahlen konnte; sonst ein fruchtbares Jahr. — Anno 1538 war der Sommer sehr kalt; hingegen trugen die Jungfern auf das Neujahr Kränze von Violett und Kornblumen. — Anno 1555 oder 1557 blüheten einige Fäme im Herbst, am Michaelistag gab es Erdbeeren, am Luciläge Rosen. — 1559 fing man in Sachsen gleich nach dem Neuen Jahre wegen der Wärme an, Hafer zu säen. Im März blüheten die Bäume; ein kalter April aber verdarb alles.

Erzgebirger! Lest Euer Heimatblatt, die „Obererzgebirgische Zeitung“.

Noch 'n Feiertag.

Unnere Muhme Schlate.

(Nachdruck verboten.)

Es sah fah schäners Stadtel gahm,
Als unnere Muhme Schlat';
es is äh wahre Lust ze lahm,
mer sah gleich song, de reene Saligkat.
War eemol bei uns wohnt im Ort,
der sogt: Ich zieh hier nimmer fort.

Zwee Flüß', die fließen durch de Stadt,
nong Flußbett jeds sein Name hat;
dann een seins, dos sieht grau,
drimm heeßt dar de Fschopau;
dann annern seins wie ruter Grig,
sei Name is de rute Pfis.

Nahmt ner emol dos Weichbild ah,
wieviel do noch gebaut warn sah.
Noch jeder Richtung is äh Stroh,
bei uns ze haue macht bluß Späß.
Von Wassersnut sah mer nisch harn,
Mer braung nuhmere schärkere Rähren.

Noch Scheimbarg zu do sei de Haden,
do soll de Hadenmale traten.
Aeh Latär hielt se in ihre Händ',
weil se de ewige Ruh net fänd'.
Un is de Geisterstunde all',
verschwind se off der „Ruten Hall“.

De alten Leit, die tuns beschreiten,
doß eener tät durchn Hufbusch reiten,
Und noch derzug sei in Gallopp;
dos wär der Reiter uhne Kopp.
Ze sahten ah, er hätt' een Fiehrer,
dos wär äh alter Posmentier.

Bei uns do taten Ritter hausen,
die taten tutschloug un ah mausen.
Im Schloß do is wuhl noch ze sah
Die Marterei an Mah un Graa.
Dos warn fei alte, grau'ge Zeiten,
wos unnere Vorfahrn mußten leiden.

Un noch eens lährt uns de Geschicht:
daß an der Kirch' is äh Gesicht;
dar Mah, dar hat gar viel verbrosen,
sunst wär er net dort rausgefrosen.
Ze hohm ne dort gleich hiegericht —
drimm sieht mer heit noch fei Gesicht.

Aeh gruß Stück Scheimbarg dos is unner,
do schaffen se Sand un Waden runner.
Dort bei der Sandgrub gleich dernahm,
do soll's noch heit das Zwargloch gahm.
Un unten in dann annern Halden
Hätt's oft geschpußt, song unnere Alten.

Carl Wendler.

Dr große Schrack.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von einer
Schönfelder Leserin.

De Tischerridengette war wieder emol bei dr Hansliebress
zerodn. Bei dann arbn un hatsch war de Zeit vrgange wie
e Licht. 's gieng schie schtark of 12.

„Huh, wenn ich nár arsch drhäm wär,“ mänet's Gettel,
„ieh fercht mieh heit. Wenn's nár net gar esu finster wär!“

„Wäste wos, 's Gescheitste is, de bläbste gleich huhm bei
mir,“ antwortet de Resl. „Mei Muttr is heite Nacht net do,
do paßt's fein. Do kaste gleich in dare ihrn Bett schlofn. Nu,
Gette, wie denkste dü drzu?“

Nu, de Gette war ah drmiet eivrschtandn. Enn annrn Tog
war Sonntig. Do bliem se gleich ewing längr liegn.

Se drzehltu nu von dann un gen, un bei dar Gelaanghät
kame se aah usn Feier ze redn. „Mir brächtn nisch raus, wenn
bei uns emol Feier wier,“ mänet de Resl. Se moletn sieh aus,
wie dos wär, wenn mol fix Feier ausbrachn tät, wos se do in
arscht Schrad ablaßn tät.

Wie se nu esu redn, gieht uf emol e ganz puhigs Gereisch
lus. Se hornz alle beede un rotn, wos dos sei künnt. 's Resl
mänet: „Dos is untu in Schtall, do gaam se en Viech saufn.“
— Nā, nā,“ schpricht de Gette, „dos is ewos annersch.“

Uff ämol traaschts ofn Dach. Odr Keeng kunn't's net sei,
denn de Sunn schien dorchn Kammerfestr. Hui, wieder ä
Plaasch! Hättu se 's Fenster aufgehätt, wär zen friehn Mornz
ah noch ä Morngruß reifomme.

„In allr Welt, wos is dü dos!“ bläetn die zwee Mä
ganz wutig. De Resl gukt ganz drbust zen Fenster naus. — Do
fuhl 'r odr vir Schrak 's Harz vir de Fieß. Untu trot namlich
de Feierwehr. E paar schpricht usn Dach, un die annrn pum-
petn aus Leibeskräftin. Dos sahe un zer Gette neibläfn: „Bei
uns brennt's!“ war äns. „Hee!“ schreit de Gette, „bei uns
brennt's!“ Mei Gettl rennt naus in dr Schtub un saht ihr
bissl Ahzeiehe ah. Draußn in dr Kammer paßt drweile de
Resl de Bettu zesamm, daß se se gleich en Fenster nunnr hae
sah. Doderbei heilt un gammrt se, daß en Stä drwächn konnt.
Odr heit kennt's Gettl fä Drbarne. Se läßt ihre Freundin
treilus in Stiech un saht zer Stubmtier naus, daß se ihr kost-
bares Laam in Sichrhät brängt. In dar Eil' hot se sugar vrgassn,
enn Rod ahzeiehe. Wos haste, wos kaste, rennt se in
ihren forzn Hemml dr Trepp nunnr.

Unndassn kimmt de Hauswärtin dr Trepp rauf. Mei Gettl
die sahe un bläfn: „Bei eich brennt's!“

Die gukt se ah, als hätt se nett nacht gesah un gehärt. —
„Bei eich brennt's!“ schreit se noch emol. — „Alte Mahrgusch, du
traamst wuhl an halln lichtn Toog?“ mänt de Frieda. — „Nu
freilich brennt's; draußn uf dr Schtroß is de Feierwehr un
schpricht!“ bläft de Gette ganz wutig. — Ihe gieht dr Wärtin
ä Licht auf. „Oh, ihr dumme Mä, heit is doch Feierwehr-
iebung.“ Ganz kläut soogts Gettl: „Feierwehriebung? Gutn
Morn!“ Denms Griefen hat se vier Aufregieng vrgassn. Se
ließ de Frieda trahn un rannt wiedr dr Trepp naus. Wie nu
dos ganze Mißverständnis aufgeklärt war, konnt se sieh nett
losse vier Lahn. Dos vrgasse se ihr Labestog nett.

's war nár gut, daß de Gette nett naus uf dr Schtroß ge-
rannt war, siß hätt se sieh ah noch vier alle Zeitn blamiert.
Dos wär ewos fier die Mannjn gewasn, wenn uf ämol äne
gunge Mad in Hemm uf dr Schtroß gerannt kam! — Drimm,
ihr gutn Leit, markt's eich fei, gukt richtig drnooch, wenn eich
ewos auffällt, sißern giehts eich ah esu wie dr Resl un dr Gettl.

Die Geschicht' is wahr, un warsch nett gelabt, dar läßt's.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“
darf in keiner Familie fehlen.